

Immer wieder lese, höre und sehe ich in letzter Zeit Beiträge in verschiedenen Medien darüber, wie anstrengend und schlimm der Lehrerberuf während der Corona-Pandemie sei. Ich bin selbst Lehrerin an der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin und muss sagen: Ich habe meinen Beruf noch nie so geliebt wie gerade jetzt.

Das mag den meisten Menschen merkwürdig erscheinen und bei vielen anderen Lehrer*innen im besten Fall auf Unverständnis, wahrscheinlich sogar auf vehementen Widerspruch stoßen. Deshalb habe ich mich natürlich gefragt, woran es liegt, dass ich das so anders sehe als andere. Je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde es für mich: Die Corona-Pandemie hat für mich den Blick fürs Wesentliche geschärft – und all die kleinen Beschwerden des Lehreralltags ausgeblendet.

Natürlich gibt es in letzter Zeit viele zusätzliche Aufgaben: Wer hätte gedacht, dass ich quasi wie medizinisches Fachpersonal Coronatests beaufsichtigen und auswerten muss, dass ich mich wöchentlich durch juristische Schreiben kämpfen muss, die neue Senatsvorgaben darlegen, dass ich noch viel mehr als früher die an vielen Schulen nicht vorhandene Sozialarbeiterin und Psychologin ersetzen muss, dass ich nicht nur analog, sondern auch parallel digital Schüler*innen unterrichten muss und dass ich Unmengen an Papierkram bewältigen muss (Programm „Stark trotz Corona“). Aber – welche überflüssigen Aufgaben sind nicht auch weggefallen oder was hat sich alles verbessert!

Zunächst einmal ist da natürlich die längst überfällige Digitalisierung der Schulen, die uns wirklich weitergebracht hat. Klar, auch bei uns an der Schule funktioniert nicht immer alles und meine Schüler*innen kennen es nur zu gut, dass ich vorne stehe und verzweifelt mit den Tücken der Technik kämpfe. Andererseits bin ich digital so fit wie nie, habe mich persönlich weiterentwickelt und meine Abwehrhaltung gegenüber allem Digitalen aufgegeben, denn ich sehe die Vorteile viel mehr. Mein Unterricht ist abwechslungsreicher geworden, indem ich digitale Tools nutze, der Austausch mit Kolleg*innen von Arbeitsmaterial ist einfacher geworden und vor allem die Kommunikation mit Schüler*innen hat sich verändert. So haben sich die im Schulalltag manchmal auch anstrengenden Gespräche zwischen Tür und Angel zum Teil ins Digitale verlagert: Ich kommuniziere dann, wenn ich die Zeit dafür habe, ich kommuniziere wohlüberlegt, da alles schriftlich ist, und das Schönste - ich kommuniziere anders, ich habe eine nie da gewesene Nähe mit den Schüler*innen und kann individueller auf ihre Probleme eingehen und letztlich ihren Lernfortschritt vergrößern. Das Wesentliche, der Kern von Schule hat sich also verbessert.

Und überhaupt: Ich habe meine Schüler*innen und Kolleg*innen viel besser kennengelernt, da wir zusammenrücken und uns unterstützen mussten. Im März 2020 waren auf einmal alle nicht mehr da und ich saß allein zu Hause. Da fiel mir auf, was ich alles an meinem Schulalltag mag und was ich vermisste: Zwar stellen Schüler*innen täglich andere Fragen, kommen mit neuen Problemen oder machen einfach nicht das, was sie sollen, sie sind manchmal laut und die Sauberkeit im Klassenraum ist nicht ihr Thema. Aber grundsätzlich schätze ich die Menschen um mich herum und arbeite gerne mit ihnen zusammen – Kindern und Erwachsenen. Ihre Bedürfnisse sind auch Herausforderungen, mit denen ich professionell umgehen muss und die mir helfen Lösungen zu finden, meinen Unterricht zu überdenken, neue Konzepte zu entwickeln. Wie gesagt, der Blick fürs Wesentliche wurde bei mir geschärft: Was macht Schule eigentlich aus, warum bin ich Lehrerin, was macht mir Spaß? Allen Widrigkeiten zum Trotz arbeite ich gerne mit Menschen zusammen, in diesem Beruf gibt es nicht nur Probleme, wir bekommen auch ganz viel zurück: Ich habe noch nie so viele dankbare Mails von Schüler*innen und Eltern bekommen, ich habe noch nie so viele intensive Gespräche mit Kolleg*innen geführt, meine Arbeit hat mir noch nie so viel Spaß gemacht bzw. war noch nie so effektiv, weil ich meine Arbeitsweise verändern musste: Ich arbeite im Unterricht exemplarischer und kompetenzorientierter, weil ich verknappen musste; ich arbeite näher an aktuellen Themen, einfach

weil wir sie aus unserem Alltag nicht ausblenden können; dann wiederum arbeite ich auch vertiefter und abstrakter mit den Schüler*innen, um den Fokus von der teilweise belastenden Realität wegzubringen; ich korrigiere sinnvoller und schneller, weil ich einfach nicht mehr die Zeit für ausufernde Korrekturen habe – und merke, dass sich dadurch im Lernfortschritt der Schüler*innen gar nichts verschlechtert; ich suche mir schneller und effektiver professionelle Hilfe bei Schulpsychologen für die wirklich steigende Zahl an Schüler*innen, die durch die Pandemie psychisch belastet sind; ich besuche zusammen mit meinen Kolleg*innen eine Supervisionsgruppe, die unseren Zusammenhalt stärkt und uns entlastet; ich plane gemeinsam mit anderen Entspannungs- und Bewegungsphasen für Lehrende und Lernende in den Schulalltag ein, um die alltäglichen Belastungen zu kompensieren; ich arbeite noch viel enger mit meinen Kolleg*innen zusammen, was Kräfte sparend und inspirierend ist; ich beobachte, wie Schüler*innen ausgelöst durch das Homeschooling Verantwortung für ihren eigenen Lernprozess übernehmen; ich habe mich gefreut, dass im vierten Semester die Klausuren für alle die wegfallen, die in diesem Fach kein Abitur schreiben müssen – das entlastet Schüler*innen und Lehrer*innen und kann gerne so beibehalten werden.

Nein, ich will mit diesem Artikel nicht alle Probleme klein reden und war selbst in den letzten beiden Jahren oft ziemlich erschöpft. Ich habe großes Verständnis für alle meine Kolleg*innen, die sich überlastet fühlen. Ich finde es auch fürchterlich, dass ausgerechnet eine schreckliche und teilweise tödliche Krankheit wie Corona gute Entwicklungen in der Schule ermöglicht hat. Paradoxerweise ist mein Fazit aber, dass ausgerechnet eine Krankheit uns dazu verholpen hat, in den Blick zu nehmen, wie wir besser und damit auch gesünder lernen und lehren können.